Aus aller Welt.

* **Trinkgelder auf Reisen.** Bald beginnt die schöne Reisezeit, eifrig werden die Pläne geschmiedet und Budgets nach allen Regeln der Kunst aufgestellt. In diesen Budgets spielen aber — leider — auch Trinkgelder keine geringe Rolle, und da veröffentlicht denn die Zeitschrift „Gesetz und Recht" einen wichtigen Prozeßfall: ein Herr weigerte sich, den Hausknecht eines Hotels für seine Dienste zu entlohnen; der Knecht klagte — der Herr wurde zur Zahlung verurteilt. Das Urteil ist recht spitzfindig; da der Hausknecht stets auf Trinkgelder angewiesen sei, ja dem Gastwirt oft einen Teil seiner Einkünfte zuzuwenden habe, so übertrage — gebiere — der Gastwirt durch die Anstellung des Hausknechts diesem alle Forderungen, die dem Gastwirt durch die Dienstleistungen des Hausknechts entstehen. Der Hausknecht wird Selbstgläubiger des Gastes. Das mag soweit juristisch ganz in Ordnung sein — aber das Urteil macht einen Unterschied zwischen Kellner, Zimmermädchen einerseits — und Hausknecht andererseits. Die an die ersteren verabreichten Trinkgelder seien freiwillige Gaben. Ach, sie sind leider recht unfreiwillig, und der Kreis der auf Gaben harrenden Personen ist noch lange nicht erschöpft. In einem großgeführten Hotel stellen sich heute zur Trinkgelderannahme folgende Persönlichkeiten ein: Portier, Nachtportier, Oberkellner, Zimmermädchen, Zimmerkellner, Lift, Chauffeur, Kommissionär und Hausknecht. Namentlich in einem fremden Lande wird der Gast nur allzuleicht in die Lage kommen, die Dienste all dieser Hotelbeamten in Anspruch nehmen zu müssen. Man ist ja auch auf Reisen nicht kleinlich und läßt sich nicht gern „anschauen". Aber die Belastung wird schließlich ungeheuerlich. Man kann heute bis 40 Prozent der Hotelrechnung an Trinkgeldern verabreichen, ohne sich besonders nobel gezeigt zu haben. Darf man es dem Einzelnen verdenken, wenn ihm die Geschichte schließlich zu bunt wird, und er irgend einer Instanz mal die Zahlung verweigert. Fast alle diese Gehilfen des Gastwirtsgewerbes sind auf Trinkgelder angewiesen. Im Grunde „gebiert" also der Gastwirt an alle seine Forderungen. Aber was sind das für Forderungen, die sich durchaus in keine feste Norm zwängen lassen? Wieviel darf der Hausknecht oder der Portier verlangen? Wenn doch die Wirte darüber wenigstens eine freundliche Auskunft geben wollten!

* **Die Geschwindigkeit der Stürme.** In den ersten Tagen des April hat die Lanne des Windes dem Menschen an verschiedenen Stellen Europas, von den Meeresflächen abgesehen, übel mitgespielt. Obgleich die zahlreichen Unglücksfälle der Luftschiffer die Aufmerksamkeit am meisten auf sich gelenkt haben, ist das merkwürdigste Zeugnis für die unheimliche Gewalt, die der Wind annehmen kann, doch wohl das Ereignis in Triest gewesen, wo der Sturm einen gewaltigen Stein am Hafen, der zum Befestigen von Schiffstauen diente, mitten durchsprengte, sodaß das daran befestigte Schiff hinaus getrieben wurde. Freilich muß man wohl annehmen, daß weniger die unmittelbare Wirkung des Windes auf den Stein, als der starke Zug des durch den Sturm erfaßten Schiffskörpers diese gigantische Leistung zu Wege brachte. Die Geschwindigkeit des Sturmes wurde in diesem Falle auf 100 Kilometer angegeben. Diese Ziffer erscheint bereits sehr groß, da sie die durchschnittliche Schnelligkeit von Eilzügen erheblich übertrifft. Dennoch ist sie noch nicht das Aeußerste, was der Wind zu leisten vermag. An den englischen Küsten kommen Stürme von noch bedeutend größerer Geschwindigkeit vor. Der stärkste Sturm, der dort je gemessen worden ist, erreichte den ungeheuren Betrag von rund 150 Kilometern in der Stunde, freilich nur auf kurze Zeit, denn bei demselben Sturm war innerhalb einer Stunde die durchschnittliche Geschwindigkeit doch nur ungefähr 110 Kilometer. Man kann also sagen, daß diese enormen Geschwindigkeiten nur in kürzeren Windstößen erreicht werden. In solchen sind sie aber in manchen Erdgegenden garnicht selten. Auf den Scilly-Inseln, wo auch jener stärkste Sturm am 23. Oktober vorigen Jahres beobachtet worden ist, traten allein im letzten Dezember und Januar noch zwei Stürme auf, die zwischen 120 und 130 Kilometer Windgeschwindigkeit besaßen. Er scheint übrigens ein Gesetz zu sein, daß die stürmischsten Monate an der südenglischen Küste Oktober, Dezember und Januar sind, die ruhigsten Mai, Juni und Juli. In dieser Jahreszeit steigt die Windgeschwindigkeit niemals über 75 Kilometer in der Stunde.

Luftige Ecke.

* Wie sein Schwindel herauskam. Die junge Strohwitwe war in Tränen, als ihre Freundin sie besuchte. „Aber Kind", erkundigte sich diese teilnehmend, „was fehlt Dir denn?" Die junge Frau trocknete sich die Augen und versuchte, sich zu beruhigen. „Du weißt doch", begann sie, „daß mein Mann auf acht Tage in Geschäften verreist ist?" „Ja, aber darüber brauchst Du doch nicht zu weinen! Er wird schon pünktlich wiederkommen." „Er schreibt mir ganz regelmäßig", berichtete die junge Frau weiter, „und in seinem — seinem letzten Briefe sagt er, er nimmt täglich mein Bild heraus und küßt es." „Aber das ist doch sehr hübsch von ihm! Da kannst Du Dich doch bloß freuen." „Ach nein!" schluchzte die junge Frau nun wieder hell heraus. „Ich habe ja vo—vor seiner Abreise mein Bild aus seiner Ta—Tasche herausgenommen, blo—bloß zum Spaß, und ihm Mamas dafür hineingesteckt!"

* Immer derselbe. Arzt: „Also, mein lieber Professor, zunächst müssen Sie Sonnenbäder nehmen." — Professor: „Schön — hm — warme oder kalte?"

* Rücksichtsvoll. Wirt: „Wie, Ihr Freund ist abgereist und hat sich vorher nicht mal bei mir sehen lassen; ich kriege doch noch zwanzig Mark von ihm!" — Gast: „Ich weiß es, aus diesem Grunde ist er nicht gekommen ..... er wollte Ihnen den Abschied nicht so schwer machen."

* Ein Kometenfreund. Bemmchen: „Solchen Gomeden könnte ich Sie stundenlang zusehen!" — Lämmchen: „Herrjemerschnee, da sind Sie ja der reene Gomediant!"

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 20:
„Vielleicht".

An unsere Rätsellöser!

Wieder haben wir soviele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Prämie: Chamisso's Gedichte, eleg. geb.

entfiel auf **Hanni Wolff**, hier.

Rätsel.

Setze noch ein einzeln Zeichen
In mein Erstes mittendrein,
So wird es mein großes Zweites,
Voll der schönsten Waren sein.
Willst du etwas draus erlesen,
Kann's in Ersterm nur geschehen.

Prämie: Zschokke's Werke, 2 Bde., eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift: „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

M kontriert auf folgende Karte aK und findet noch a9.

a b c dB, aD, 7; bA; a10, D; dA.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Pique-Bube, Coeur-Bube, Carr.-Bube, Treff-Dame, Treff-Sieben, Pique-Aß, Coeur-Zehn, Coeur-Dame, Carr.-Aß.

Gedruckt wird natürlich a10, D und die Karte sieht nun so imponierend sicher aus, daß man sie der Reichsbank zum Diskont anbieten könnte; acht Trümpfe mit den vier Jungen und zwei blanke Däuser in der Nebenkarte! Gleichwohl wird das Spiel verloren, dagegen wäre Großspiel gewonnen worden. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 19.

Kartenverteilung:

V b c dB, aA, K, D, 9; b8; aA; dA.
M a10, 7; bA, 9, 7; dK, D, 9, 8, 7.
H aB, 8; b10, K, D; aK, D, 9, 8, 7.
Skat: a10, d10.

Spiel:

1. V bB, a10, aB (— 14). — 2. H oD, aA, a7 (— 14).
3. M bA, b10, b8 (— 21). — 4. M dD, a8, dA (— 14).

Damit haben die Gegner 63.

Druck und Verlag: Verlag des Generalanzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von W. Kutschbach. — Verantwortl. Redakteur: Dr. Ludwig Stettenheim, Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 21 — Halle a. S., den 22. Mai. — 1910

Christian Nüchters Badekur.

Skizze von **B. Rittweger.**

(Nachdruck verboten.)

Christian Nüchter gähnt erwachend und streckt mühsam das rechte Bein aus dem Bett, und dann blinzelt er ein bischen — herrjeh, schon ganz hell! Er hatte wohl gar die Zeit verschlafen. Und seine Alte dazu — die weckt ihn doch allemal, wenn er die Dampfpfeife überhört. Nun reißt er im Schreck die Augen ganz weit auf — ja, was ist denn das? Er ist ja gar nicht zu Hause. Ein tiefer Atemzug — auf einmal fällt ihm alles wieder ein: Er ist im Bad, gestern Abend ist er angekommen. Langsam zieht er das Bein wieder unter die Decke und schaut um sich.

Es ist doch ein Wunder, daß er, der Ziegeleiarbeiter Christian Nüchter, hier in diesem feinen Zimmer mit der geblümten Tapete in einem schneeweiß bezogenen Bett liegt, und an der Wand neben dem Bett ist eine Klingel, und das saubere Mamselchen, das ihm gestern abend das Licht angezündet, hat gesagt: „Wenn Sie noch etwas brauchen, so drücken Sie nur auf den Knopf, dann kommt jemand." Aber er hat nichts gebraucht. Er hat zwar während der ersten Hälfte der Nacht nicht schlafen können vor Schmerzen in den Gliedern, aber das ist er ja schon seit langer Zeit gewöhnt. Er schläft immer erst nach Mitternacht ein — im Bett ist der Rheumatismus am schlimmsten —, und wenn er dann, im Sommer um halb fünf, im Winter um halb sechs, heraus muß an die Arbeit, so wird ihm das oft recht sauer. Er hat schon alle möglichen Hausmittel probiert, er hat jahrelang stets drei Kastanien in der Hosentasche getragen, eine Nachbarin hat ihn mit Sympathie kurieren wollen — alles vergebens! Es wurde immer schlimmer mit der Geschichte. Zum Doktor war er nicht gegangen. Wegen Reißens in den Gliedern geht man doch nicht zum Doktor! Helfen tut einem der auch nicht. Das Reißen, das nimmt man halt mit ins Grab, wenns mal aus ist. Nur arbeiten können, solange als irgend möglich, nur die Arbeit nicht verlieren. Von der Invalidenrente kann man doch nicht leben. Mutter ist schwächlich und kann nichts weiter tun, als den kleinen Haushalt versorgen und den Enkel aufziehen. Christian Nüchter tat also unter Schmerzen und Qualen seine schwere Arbeit. Aber einmal wars doch gar zu toll. Er hatte eben in der Lehmgrube eine Karre geladen, da wollts nicht mehr gehen. Er zitterte vor Schmerzen und ächzte und stöhnte zum Erbarmen — es war ja kein Mensch in der Nähe, den's hätte stören können. Er rieb sich das rechte Bein, und da kam wahrhaftig gerade der Doktor um die Ecke, der mußte das Gestöhn gehört haben. „Wo fehlt's denn, Freundchen?" so fragte er mitleidig — es war der Kassenarzt für die Ziegelei, aber der Christian hatte ihn noch niemals gebraucht. „Hm, das Reißen plagt mich halt so arg, Herr Doktor", so hatte er wohl oder übel antworten müssen. Darauf der Doktor: „Schon länger?" Da hatte ers ihm dann genau geschildert. Der freundliche Arzt hatte ihn in die Sprechstunde bestellt und ihn gründlich untersucht und ihm was zum Einreiben verschrieben, auch eine Arznei für inwendig, und daß gemeint, er könne gar nicht begreifen, wie er noch arbeiten könne mit den steifen Gliedern. Und im Winter darauf, da hat's auch noch kaum gehen wollen, und manchen Tag hat er sich im Bett nicht rühren und regen können. Und eine Todesangst hat er ausgestanden, daß man ihm die Arbeit aufsagen würde. Da, als es Frühling wurde, meinte der Doktor: „Wissen Sie was, Freundchen, jetzt schick ich Sie ins Bad. Die Kasse verfügt über zwei Freistellen in Bucha, im Mai und im September, wenn's nicht so besetzt ist. Die Moorbäder, die können Ihnen noch helfen. Ich werde gleich die nötigen Schritte tun: machen Sie sich nur einstweilen reisefertig." Da war er ganz erschrocken gewesen. Er sollte ins Bad? Das war ja doch nur für die vornehmen Leute. Und dann, wovon sollte Mutter leben in der Zeit? Darüber hatte ihn der Doktor beruhigt. „Ihre Frau, der lassen Sie Ihr Krankengeld. Sie haben die Reise und den Aufenthalt in Bad Bucha ganz frei." Da hatte er's denn endlich begreifen müssen, daß er ins Bad reisen sollte, als wär er ein großer Herr.

Der Christian Nüchter ist all seine Tage ein bescheidenes Menschenkind gewesen, zufrieden bei harter Arbeit. Er hat nie verlangt, es besser zu haben, und wenn die „Genossen" ihn zu sich herüberziehen wollten, dann hat er stets gemeint: Reichtum muß sein, und Armut muß sein, das hat unser Herrgott so eingerichtet, und ich will unserm Herrgott nicht ins Handwerk pfuschen.

An all das denkt er jetzt, als er mit offenen Augen im Bett liegt in dem feinen Zimmer mit der geblümten Tapete und dem schönen Waschtisch, auf dem ein bemalter Waschnapf steht. Und am Fenster sind lange weiße Vorhänge, und unterm Tisch liegt ein Teppich, und vor dem Bett auch einer. Und so herrlich still ist's um ihn — keine Dampfpfeife zwingt ihn zum Aufstehen. Ach, wie das wohl tut! Wenn man, so lange man denken kann, immer vor Tau und Tag raus bemußt hat! Selbst am Sonntag gab's seit vielen Jahren kein Ausschlafen für ihn. Er hatte ein Nebenämtchen als Läuter zum Frühgottesdienst. Jetzt ist's sechs Uhr — um halb neun soll er sein erstes Bad nehmen. So hat der Arzt gestern abend nach der Untersuchung angeordnet. Eine volle Stunde mindestens kann er noch in dem schönen Bett liegen bleiben! — Und das feine Abendbrot gestern! An einer langen Tafel hatte man ihm seinen Platz angewiesen neben einem alten Herrn, der sich mit ihm wie mit seinesgleichen unterhalten hatte. Auf der Tafel stand Wort, schwarzes und weißes, und Butter und ganze Platten voll Braten und Wurst, und Eier und Käse gab's auch, soviel einer nur wollte. Und dazu Milch für den Durst. Auch Bier, aber das mußte man besonders bezahlen, deshalb hatte er lieber Milch getrunken, obgleich ihm der Arzt ein Gläschen Bier erlaubt hatte.

Um sieben zieht sich der Christian Nüchter gemütlich an, und um halb acht geht er ins Frühstückszimmer. Ach, wie das so kräftig nach Kaffee duftet! Und dazu gibts eine Semmel mit Butter und zwei gezuckerten goldbraunen Hörnchen. Dem Christian ist das alles wie ein herrlicher Traum, und nur der Gedanke, daß die liebe Mutter es nicht mitgenießen kann, bedrückt ihn ein wenig. Der Bademeister führt ihn zur bestimmten Zeit in die Zelle und erklärt ihm alles, sagt ihm, daß er zwanzig Minuten im Moorbad sitzen bleiben und sich dann in der zweiten Wanne, die mit hellem, warmem Wasser gefüllt ist, abspülen soll. Nachher darf er sich wieder zwei Stunden ins Bett legen, und dann sieht er sich die Umgebung ein wenig an, bis die Glocke zum Mittagessen ruft. Das ist das großartigste: Suppe und Fisch gibt es da, und Braten und Gemüse und Kartoffeln, und zuletzt noch so was Süßes, Weißes mit einer roten Brühe. Nach Tisch setzt sich der Christian in die Veranda, so gut wie die feinen Badegäste, und dabei raucht er eine Zigarre, die ihm der fremde Herr von gestern abend angeboten hat.

Das Bad besteht nur aus dem Kurhaus und zwei Villen; es ist nicht sehr bekannt in weitern Kreisen und auch nur für eine beschränkte Anzahl von Gästen eingerichtet, die keine allzu großen Ansprüche machen dürfen. Aber dem schlichten Arbeiter scheint es ein Paradies. Es ist ja das reine Herrgottsleben, was er da führt. Noch nie haben für ihn die Bäume so schön geblüht, noch nie hat er mit solcher Andacht die Vögel singen hören, als in diesem Mai. Er ist ja immer eingespannt gewesen in das Joch täglicher schwerer Arbeit. Von seiner Wohnung bis zur Lehmgrube, von der Lehmgrube zur Ziegelei, und von da wieder nach Hause, das war jahraus, jahrein sein Weg gewesen. Und am Sonntag, da waren ihm die Glieder so schwer, da war er so müde, da war er froh, still vor seiner Tür sitzen und ein Pfeifchen rauchen zu können. Das Haus liegt in einer engen Straße mit hohen Häusern. Die kleine Wohnung zu ebener Erde ist billig und eng. Aber sie hatte Raum haben müssen für ihn und die Mutter — „Mutter" hat er seine Frau genannt seit sie ihm das erste Kind geschenkt — und für drei Buben und zwei Mädels, die nun alle erwachsen sind. Der Aelteste ist schon tot — er hat seinen Eltern den kleinen Christel, dessen Mutter bei seiner Geburt gestorben, hinterlassen; die vier andern sind in der weiten Welt verstreut, haben alle Familie und bringen sich schlecht und recht durch. So ist das Leben hingegangen zwischen der Lehmgrube und der Ziegelei und der sonnenlosen Wohnung in

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19100522028/fragment/page=0001

der engen Straße, und in rastlosem Schaffen und Sorgen. Und dann auf einmal ist er, der Ziegelarbeiter, Christian Nüchter, in die im Maienschmuck prangende Natur versetzt und lebt ein Dasein wie ein König. Denn so gar viel anders kann es seiner Meinung nach ein König auch nicht haben. Mit dem Rheumatismus wirds bald besser. Die schönen warmen Bäder tun den steifen Gelenken gar wohl, und der Arzt ist sehr zufrieden. Ganz gut kann es natürlich nicht gleich werden, dazu ist das Leiden eben schon zu alt. Aber so unbescheiden ist der Christian auch gar nicht, das zu verlangen.

Nach den ersten paar Tagen hat er übrigens das „Indentagbineinschlafen" schon satt gehabt. Er fühlt sich so gründlich ausgeruht, und wenn er daran denkt, daß dieses wunderbare Dasein nach vier Wochen ein Ende haben wird, tuts ihm leid, die Zeit zu verschlafen. So findet ihn der frühe Morgen meist schon im Park, und andächtig, mit strahlenden Augen, sitzt er auf einer Bank im Grünen und lauscht dem Konzert der gefiederten Sänger und erquickt sich am Duft des üppig blühenden Flieders. Oder er wandelt langsam in den Anlagen umher, und wo er ein Unkräutchen auf dem Wege entdeckt, da bückt er sich und zupft heraus, und wenn „Vater Trentfuß", der Gründer und Besitzer des Bades, der auch Frühaufsteher ist, ihn bei solchem Tun ertappt und gutmütig drohend ruft: „Sie sollen doch nicht arbeiten hier, Nüchter", da spricht er: „Ach, Herr Trentfuß, lassen Sie mich nur, das Faulenzerleben hält man ja auf die Länge nicht aus."

Der Christian ist ungefähr zwei Wochen in Bucha, als zum ersten Male das Wort „Jubiläum" fällt. Der Tag naht heran, an dem vor fünfundzwanzig Jahren Arnold Trentfuß das Bad gegründet hat. Dieses Fest soll großartig gefeiert werden. Vorher gibts natürlich alle Hände voll zu tun. Die Badegäste nehmen lebhaften Anteil an dem bevorstehenden Ereignis, aber von solcher Begeisterung dafür wie der Christian Nüchter ist kaum einer erfüllt. Natürlich soll alles schmuck hergerichtet werden für den großen Tag. Der Gärtner aus dem nahen Städtchen freut sich, an dem Christian Nüchter einen so willigen Gehilfen zu finden. Dem scheints nur Spielerei, den Kies, der aufgefahren ist, auf die Wege im Park zu verteilen, er beschneidet die Hecken, und er streicht die Fahnenstangen frisch an, die zu beiden Seiten des Kurhauses aufgepflanzt werden sollen. Der bescheidene Arbeiter ist froh, seine überströmende Dankbarkeit auf diese Weise etwas betätigen zu können. Aengstlich beobachtet er dabei schon tagelang das Barometer: es muß ja gutes Wetter bleiben fürs Jubiläum! Ueber das Fest hinaus denkt er vorläufig nicht. Denn ist es vorüber, dann heißts Abschied nehmen von diesem Paradies und zurück in die enge Straße, in die Lehmgrube!

Das Wiedersehen mit der Mutter und dem Christel sind die einzigen Lichtpunkte für den Christian. Jede Woche schreibt er drei Postkarten nach Hause und berichtet von seinen Erlebnissen. Er braucht allemal eine volle Stunde dazu, denn nur mühsam reihen die steifen, des Schreibens ungewohnten Finger Buchstaben an Buchstaben. „Na, wer kriegt denn schon wieder eine Karte — gewiß die Liebste?" So neckt wohl der eine oder der andere der Kurgäste, wenn sie den Christian sitzen sehen, wie er bedächtig und mit gerunzelter Stirn die Worte auf die Karte setzt. Dann lächelt er gutmütig und meint: „Die liebe Mutter — sie will doch auch wissen, wie es ihrem Alten geht." So innig klingt das, daß es ihm die Herzen der weiblichen Patienten besonders gewinnt, die überhaupt große Stücke auf den Christian halten, der stets bereit ist zu kleinen Diensten. Hat eine der Damen den Briefträger versäumt, der den Kasten leert, so erbietet sich ganz gewiß der Christian, den Weg ins Städtchen zu machen. Nie nimmt er einen Pfennig dafür an. Er kann ja all sein Lebtag nicht gut machen, was hier an ihm getan wird! Wie schön die Welt ist, das hat er bis jetzt gar nicht gewußt.

Der Jubiläumstag ist angebrochen. Ein Sträußchen der Liedertafel aus der Stadt und ein Fackelzug mehrerer Vereine haben ihn am Vorabend eingeleitet. Der Christian flicht mit den Hühnern auf und harkt den Kies auf dem großen freien Platz, den die Sänger etwas vertreten haben, wieder sauber zurecht, dann wandert er durch den Laubengang und zwickt da und dort ein vorwitziges Zweiglein ab, das aus der glatt geschorenen Wand über Nacht herausgewachsen ist. Nachher setzt er sich auf seine Lieblingsbank unter der großen Kastanie, die im festlichen Blütenschmuck prangt, und er faltet die Hände und lauscht dem Amselschlag und dem süßen Gesang der Grasmücken. Es ist ein herrlicher Morgen, der Tau glitzert silbern auf dem Rasen, und die Luft ist erfüllt vom Duft der Birken und des letzten Flieders. Ueber die gefurchten Wangen des Arbeiters rinnt Träne auf Träne, ohne daß es ihm recht zum Bewußtsein kommt — morgen heißts Abschied nehmen — —

„Na, lieber Nüchter, schon so früh heraus?" Vater Trentfuß, den's auch nicht mehr im Bett gelitten hat, drückt die schwielige Hand des Arbeiters.

Der spricht in feierlichem Ton: „Ich gratuliere auch, Herr Trentfuß, zu dem schönen Festtag, und ich wünsch', daß Ihr Werk noch lang soll bestehen und den Menschen helfen, — wie's mir getan hat."

„Ich danke Ihnen, lieber Nüchter. Freut mich, daß unser Moor Ihnen genützt hat. Morgen ist ja wohl Ihre Zeit um?"

Der Christian seufzt tief auf: „Ja, Herr Trentfuß, es sind nun vier Wochen — und ich dank' Ihnen auch gleich für alles. Wer weiß, ob ich Sie noch einmal zu sprechen krieg', wo heut' all die Fremden kommen."

„Kann wohl sein. Und deshalb möcht' ich auch die Gelegenheit benutzen und etwas mit Ihnen besprechen, lieber Nüchter. Sie kennen doch das Häuschen im Park, das jetzt leer steht, hinten bei den Birken?" Der Christian nickte. „Früher wohnte dort ein altes Faktotum unserer Familie. Er half überall, wo's zu helfen gab, und seit er tot ist, fehlt mir diese Hilfe an allen Ecken und Enden. Hab' aber noch keinen recht passenden Ersatz gefunden. Nun mein' ich — es ist ja Platz genug in dem Häuschen —, wenn Sie mit Ihrer Frau und dem Enkel, von dem Sie mir erzählt haben, hinein zögen; Arbeit würde sich schon finden. Und so ein kleiner Laufbursch — acht ist der Jung', nicht wahr? — wär' mir gerade recht. Sie hätten freie Wohnung, und ich zahle Ihnen soviel, wie Sie bisher verdient haben. Und während der Saison gibts immer mal Reste in der Küche, von denen der Junge mit satt wird. Im Winter, wenn das Bad geschlossen ist, und ich mit meiner Familie in der Stadt wohne, führen Sie die Aufsicht hier draußen, und dabei können Sie Holz für den Sommerbedarf machen, und allerlei Ausbesserei macht sich auch immer nötig. Der Doktor meint, die Arbeit in der Ziegelei wär' zu schwer für Sie. Ueberlegen Sie sich meinen Vorschlag in Ruhe. Ich mein's gut mit Ihnen und mit mir auch. Es wird kein schlechtes Geschäft für beide Teile sein. Morgen früh sagen Sie mir Bescheid. Na, nun muß ich aber im Haus mal zum Rechten sehen." Damit nickt Vater Trentfuß dem Arbeiter zu und geht.

In Christian Nüchters Antlitz zuckt es, und wieder falten sich seine Hände. Und er schaut über sich in den blauen Himmel, und dann schweift sein Blick über die schimmernde Rasenfläche und über die Fliederbüsche, und er breitet die Arme aus: „Mein — alles mein — für alle Zeit — und die liebe Mutter dabei und der Junge. Ach, lieber Gott, das Glück, das Glück!"

Er erhebt sich langsam — die Freude ist ihm ordentlich in die Glieder gefahren — und geht durch den Park zu dem kleinen Haus, dessen rotes Dach sich so freundlich vom grünen Hintergrund schlanker Birken abhebt. Und er sieht im Geist seine gute Alte in dem Häuschen schaffen, die oft gesagt hat: „Nur ein ganz kleines Stückle Garten, wenn ich's hätt', oder ein paar grüne Bäum' — ich mein', nachher könnt' ich besser Luft kriegen." Er wird ihm ordentlich schwer, sich loszureißen, aber er muß doch der lieben Mutter gleich eine Karte schreiben und ihr das große Glück verkündigen. Das große, große Glück, das ihm so ohne alles Verdienst zu teil wird. Denn Rheumatismus zu haben, das ist doch kein Verdienst! Trotz seiner Eile bückt sich der Christian aber doch auf dem Wege zum Kurhaus und zieht ein Unkräutchen heraus.

Arnold Trentfuß, der in der Veranda steht, sieht es und lächelt. Wenn das „Gesetzt" auch vielleicht kein „Geschäft" ist, so wird er's als kleines Opfer betrachten, dem Schicksal gezollt, das fünfundzwanzig Jahre so freundliche Sterne über seine Schöpfung hat leuchten lassen.

Auf der Riesenburgruine.

Ein Reiseerlebnis von **Heinrich Greier.**

Es soll kein Märchen von sagenhaft großen Menschen erzählt werden, denn niemals haben auf dieser Burg, die seit Jahrhunderten zerstört liegt, Riesen gehaust. Die alten grauen Ruinen bezeichnen nur die Stätte in der Nähe Annabergs im Erzgebirge, wo Adam Ries oder Riese, der große Rechenmeister von 1589 bis 1559 gewohnt hat. Im dreißigjährigen Kriege fiel die Burg den wilden Verwüstungen mit zum Opfer; sie wurde wieder aufgebaut und stand in der erneuerten Gestalt bis zum Jahre 1877. Am 17. August d. J. setzte sie ein Blitzschlag in Brand und zum zweiten Male wurde sie bis auf einige starke Grundmauern vernichtet. Jetzt steht zwischen den Ruinen ein kleineres Haus von bescheidenem Aussehen, das, als ein Zeichen der neueren Zeit, viele charakteristische Zeichen einer alten Zeit umschlossen halten. Kurz nach Pfingsten machte ich mich eines frühen Morgens auf, um die Ruinen der Riesenburg zu besuchen und dort zugleich den jetzigen Besitzer des Gutes, Fiebler, der, wie man mir sagte, ein Sonderling sein sollte, kennen zu lernen. Man vertraute mir, daß der ganz für sich lebende Mann keinen Fremden an sich heranlasse. Komme wirklich einer in seine Nähe, so weise er diesen schroff ab. Diese Aussagen der Leute konnten mich von meinem Wege nicht abhalten, denn immer hat es etwas Verlockendes, die Bekanntschaft eines einsamen Menschen zu machen, der in strenger, straffer Selbstzucht sich in einem stillen Absein frei entwickelt und gleichsam direkt aus der Natur Bildung, Sitten und Anschauungen gewonnen hat. Ich mußte an diesen Mann herankommen, mochte es nun gehen, wie es wolle.

Das Gut Riesenburg liegt an der Straße von Annaberg nach Wiesenbad, abseits, in einem dichten Busche versteckt. Von Annaberg aus war ich in 20 Minuten draußen. Ein zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzter Weg führte nach rechts sacht talwärts zu der denkwürdigen Stätte. Nach kurzem Besinnen bog ich hier ein, wurde aber gleich anfangs durch eine verwitterte Tafel aufgehalten, die an einem Pfahl steckte; sie zeigte an, daß das Betreten des Grundstücks verboten sei. Ich zögerte einen Augenblick und sagte mir dann: Verboten oder nicht verboten, das soll dir gleich sein. Wenn es danach ginge, bekämst du von der Erde wenig zu sehen, denn zur Hälfte ist sie heinahe verboten. Je weiter ich kam, um so wilder wurde die Natur um mich her. Bei zwei uralten gewaltigen Ulmen von eigenartiger Gestaltung, die links und rechts am Wege mit breiter Krone hoch auftragten und über eine große Fläche hinschatteten, machte ich Halt. Hier lebte sogleich die Vergangenheit auf, denn unter diesen Bäumen hatte Adam Riese in Feierstunden geweilt, oft auch in Gesellschaft von Barbara Uttmann, Annabergs Schutzpatronin, die Riese im Rechnen unterrichtete. Man erzählt auch, daß zwischen beiden eine Art enger Freundschaft bestanden habe und daß sie sich unter den Ulmen zusammenfanden, um ihre herzlichen Neigungen zu einander ungestört austauschen zu können. Die Bäume standen nun in voller Blüte; ihre Aeste waren weit ausgespannt und griffen über dem Weg ineinander. Die Kronen erschienen mir in ihrer wilden, dichten Verzweigung als einzige Naturwunder, in denen die Freundschaft der beiden Menschen, die vor Jahrhunderten, jeder in seiner Weise, Gutes, Bedeutendes, Unvergeßliches wirkten, fortlebte. Von den Ulmen aus konnte ich schon die Ruinen erblicken, obwohl sie tief im Dickicht des Busches versteckt lagen. Teile der verfallenen Mauern treten zwischen dem Grün als dunkelgraue Flächen hervor. Ich schritt weiter zwischen Bäumen und Ruinen hindurch, gelangte auf einen freien Platz, den rings Bäume umschlossen und stand dort vor dem kleinen Gutshaus. Eine Frau zeigte sich am Fenster, ich grüßte, indem ich den Hut zog, trat näher ans Haus heran, die Frau öffnete einen Fensterflügel und auf meine Frage, ob der Herr zu sprechen sei, antwortete sie, daß er noch schlafe; er habe die letzten Tage bis in die Nacht hinein gearbeitet, ich solle nur aufs Feld gehen, der Herr würde nach kleiner Weile dann auch auf dem Felde erscheinen. Ich dankte und verfolgte einen ins Freie führenden Weg nach rechts weiter in der Richtung, die sie mir wies. Am Ende des Busches entdeckte ich unter einem Eichbaum, an einem starken Ast hängend, eine Schaukel primitivster Art; ich setzte mich hinein und ließ meinen Körper leise vor und zurückschwingen. An dieser Stelle gedachte ich den Sonderling, der, wie ich mir sagte, hier vorbeikommen müsse, zu erwarten. Ein herrlicher Ausblick über einen blumigen Abhang in ein Tal hinab über kleine Höhen, durch kleine Talbuchten über Wiesen, Aecker und Büsche, auf und ab nach dem Horizont sich in sanfte Flächen verlierend, bot sich von meinem Platze aus. Der Löwenzahn stand überall in Blüte, in großen Flächen aufleuchtend in einem herrlichen Gelb.

Wohl eine Viertelstunde saß ich in der Schaukel, sinnend, meditierend, in Erwartung des Gutsherrn. Oft schaute ich den Weg hinauf in der Richtung nach dem Hause. Niemand erschien. So sprang ich schließlich von der Schaukel auf, ging seitwärts am Busch entlang, dann leicht hügelaufwärts auf freier Wiese weiter. Nicht lange dauerte es, da tauchte rechts von mir in kurzer Entfernung eine kleine Baumgruppe auf. Sogleich schritt ich, durch hohes Gras stapfend, darauf zu und war nicht wenig verwundert, als ich plötzlich am Rande einer natürlichen Grube stand, aus der die Bäume hervorwuchsen, einige verwurzelten ganz in der Tiefe, andere höher am Rande. Unten hantierten zwei Männer, von denen der eine, ein dürftig gekleideter älterer Mann mit herabwallenden grauen Barte, sofort zu mir aufblickte und nun mit einem blonken „Na?" fragte, was ich wolle. Ich zog höflich den Hut und sagte, daß ich sehr großes Interesse an den Ruinen der Riesenburg habe, ich sei vorhin schon dort vorbeigekommen und alles, was sich dem Auge darbiete, habe mich erfreut. Die Worte sprach ich ungezwungen und fröhlich hin, fragte darauf, ob ich den Herrn Fiebler vor mir habe. Ja, der sei er selbst. Ich zeigte Freude über das glückliche Zusammentreffen mit ihm und bat, am Rande der Grube ein wenig verweilen und der Arbeit zuschauen zu dürfen. Der Alte stellte mir dies frei. Indessen nun er und die beiden Arbeiter weiter hantierten, kamen meine Gedanken auf Adam Riese zurück und so fing ich aufs Geradewohl an zu erzählen, daß ich gestern in Marienberg gewesen sei, und daß ich ein 534 Seiten starkes Manuskript von Adam Riese, die sogenannte „Coß"-Algebra, in Händen gehabt habe, die im Archiv des Rathauses zu Marienberg (wo die Schrift aufgefunden wurde) aufbewahrt werde. Der Sonderling zeigte nun sofort Interesse, verhielt sich aufmerksam, betrachtete mich öfter mit Teilnahme, machte freundliche Augen und so fuhr ich fort das Manuskript näher zu beschreiben: daß es vorzüglich erhalten und noch nie im Druck erschienen sei, daß ferner der Einband außen alte Noten mit lateinischem Text zeige, was ich für merkwürdig halte. Der ganze Inhalt sei sauber in schöner klarzügiger Schrift geschrieben, 1524 zu Annaberg. Es sei hierbei nun bemerkt, daß die Echtheit der Schrift verschiedentlich angezweifelt worden ist. Dieser Zweifel wollte mir bei Betrachtung der Schrift nicht aufkommen, denn die Art und Weise der Anordnung, Einleitung und systematische Durchführung, wie die Berechnungen eingefügt und sorgfältig graphiert sind, dann die Handschrift, die in ihrer Regelmäßigkeit und Klarheit durchaus auf Eigenart und Gelehrsamkeit in exakten Wissenschaften schließen läßt, alles spricht gegen eine Fälschung, die durchzuführen in diesem Falle schon ein Wunder genannt werden müßte.

Als ich dem Alten das Manuskript beschrieben hatte, stieg er aus der Grube heraus, legte seine Scherben beiseite und fing nun an recht gesprächig zu werden. Er meinte, ich sei wohl ein Reisender, worauf ich, antwortend, log, daß ich in Leipzig studiere, denn

irgend ein Bedenken hinderte mich, ihm meine eigentliche Tätigkeit zu verraten: er durfte nicht argwöhnisch werden. In der Nähe erkannte ich nun erst, wie feinzügig das Gesicht des Alten war, wie klug und rein seine Augen blickten. „Daß doch immer die Sonderlinge so prächtige Menschen sind", dachte ich. Wir ließen uns dann in Naturbetrachtungen gehen. Die einzelnen Bäume in der Gruppe, welche die Grube schmückte, Birke, Ahorn, Esche, wilde Kirsche, wußte der Alte mit lateinischen Namen zu bezeichnen. Er erzählte mir, daß er das Gesträpp zwischen den Bäumen nie beschneide und stutze, denn immer könne es einem Singvogel, der vor einem Raubvogel verfolgt werde, Schutz bieten, da jener überall einschlüpfen könne, während dieser von dem Gewirr der Zweige zurückgehalten werde. Während des Gesprächs sah ich, daß mein Sonderling das Reisig sammelte, das verstreut herumlag. Es sei schade, meinte er, wenn es umkomme, denn mit einer Hand voll dürrer Zweige könne man schon ein Feuer entzünden, das für die Bereitung einer Mahlzeit genüge. Ich bemerkte, daß ich ganz derselben Ansicht sei, und indem ich nun anfing mit Fleiß selbst Reisig aufzulesen, erwarb ich mir die Achtung des Alten im Nu. Er lobte mich, nannte mich einen jungen Mann von natürlichen Sitten und so wurde ich schnell mit ihm gut Freund.

Wir gingen dann zusammen die Ruinen aufzusuchen, und kamen, auf einem kleinen Umwege, an einem Haufen entlaubten Zweigwerks vorbei, das durch längeres Liegen im Grase sich eng ineinander verschlungen hatte. Der Alte hielt hier an und zeigte mir ein Goldammernest mit ein paar Jungen darin, das derart zwischen dem Gestrüpp eingebaut war, daß man es nur mit großer Mühe entdecken konnte. Ich mußte lange suchen, bis ich es fand, obwohl mein Begleiter durch Fingerzeige meinem Blick die Richtung gab. Erst als ich mich dicht an das Zweigwerk heranneigte, schante ich von ungefähr direkt in die roten Kehlen, vielmehr Schlünde von zwei jungen Goldammern hinein, denn sie sperrten, in Erwartung des Futters, das die ausgeflogene Mutter bringen sollte, die Schnäbel weit auf. Wir kamen dann, weitergehend, an einen Teil der Ruinen heran, der die wenigen Reste eines Kellers darstellte. Von diesen konnte man mit Bestimmtheit sagen, daß sie von dem Gebäude, das Adam Riese bewohnt hatte, übrig geblieben waren. Mein Führer machte mich aufmerksam, die Ecken der Mauern, die, nahe bis an den Erdboden zerstört, ein hohes Alter erkennen ließen, innen genauer zu betrachten. In jeder Ecke, unmittelbar mit der meterdicken grauen Mauer verbaut, war noch ein starker Stützpfeiler angebracht, wodurch die Festigkeit des Gebäudes verstärkt worden war. Der Alte rühmte die Bauweise jener Zeit, da man alle Gebäude mit einfachen Mitteln so fest angelegt habe. Der Gewalt des Krieges konnte freilich auch dies Haus, das den berühmten Rechenmeister lange Jahre beherbergt hatte, nicht standhalten. Nun wucherten Unkräuter über die Mauerreste hin. Das Laub von den Bäumen hatte, durch Jahrhunderte hinwelkend, Schicht auf Schicht gebildet und die Kellertiefe nach und nach ausgefüllt. Aus den Ecken hervor waren Bäume entsprossen, wachsend und sich verzweigend. In den Mauern, die von den 1877 abgebrannten Gebäuden übrig geblieben waren, sah es noch toller aus. Die Ruinen ragten hier höher empor und ließen noch deutlich den Grundriß, die Anlage der Bauten erkennen. Aber alles lag noch wie vordem. Schutt und Moder füllten die freiliegenden Räume zwischen den Mauern aus, überall wuchs und grünte es, breitete sich aus, strebte an dem Gemäuer empor, kroch wuchernd in Winkel und Ecken und vereinte sich zu einer Romantik ohnegleichen. Bei diesem Anblick mußte ich denken, daß der graubärtige Alte neben mir, dessen braune Augen so klug und rein in die Welt blickten, doch ein wunderlicher Herr sei, da er das Verfallene liegen ließ, wie es lag, und der Natur um ihn herum uneingeschränkt ein freies Spiel ließ. Aber er war wohl nicht von selbst ein Sonderling geworden. Sein ganzer Besitz von früher, das Ererbte von Vätern und Großvätern, lag unter dem Schutt und Moder vergraben. Er hatte, wie er mir wehmütig erzählte, wertvolle Sammlungen gehabt, ausgestopfte Raubvögel, Schmetterlinge, alle möglichen Naturalien, sie waren durch den Brand mit zerstört worden. Seine ganze Jugend sei mit diesen Sammlungen verknüpft gewesen, jede freie Stunde habe er darauf verwandt, sie zu vergrößern und zu ordnen. Alles das und manche andere kleinen Lebkas mochten wohl Anlaß zu seinem sonderlichen Einsiedlertum gegeben haben.

Indessen mir nun der Alte über seine früheren Sammlungen dies und jenes erzählte, und bevor ich in das kleine Wohnhaus eintrat, wo ich mit frischer Buttermilch und Brot bewirtet werden sollte, schritten wir noch an den Ruinen vorbei und kamen an einen kleinen mit Wasser-Linsen, Schilf und Blättern der Wasserrosen bedeckten Weiher, der dicht hinter dem Wohnhaus lag. Uralte knorrige und verkrüppelte Bäume, etliche flach über das Ufer hingestreckt, neigten ihre Zweige über und in die stille grünliche Flut. Die Ruhe an dieser Stätte berührte mich wunderbar. Alles Geheimnisvolle, Dunkle, Ahnungsvolle schien aus dem Wasser, wie aus tiefer Vergangenheit heraufzuschweben, einschlüpfend in die Kronen der alten Bäume, die den Weiher rings umfriedeten. Die Gestalt Adam Rieses tauchte auf und ich sah sie langsam, feierlich um das Ufer herumwandeln. . . .

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19100522028/fragment/page=0002